

Der Blick : 4. Preis des Wettbewerbs des Feuilletondienstes für Kurzgeschichten

Autor(en): **Schell, Hermann Ferd.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 10

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kostbarem Gut und Silber geladen hatte; das war ihm mehr wert als die Menschen, die bei ihm Rettung suchten. Als sie ihn getötet hatten, rauchten sie miteinander um den Nachen. Waren endlich so viele darin, dass der Nachen kenterte, und dann sind sie alle er-
soffen.

Solches habe ich gesehen und noch mehr. Ueberall war Raub und Mord. Als der Regen nicht mehr endete, und als das Wasser uns ins Haus geflossen war, flohen auch wir die Stadt und suchten Schutz in den Bergen. Es gab eine missliche Fahrt, auf der wir beinahe umgekommen wären, war doch schon viel Land in der Flut versunken. Auf den Höhen war es auch nicht gut zu wohnen. Da sassen die Menschen in Haufen unter jedem Dach, und nachdem sie den Bauern die Vorräte weggenommen und aufgegessen hatten, litten alle Hunger, und dann wüteten sie um so ärger, der eine gegen den andern.

Da habe ich auch gesehen, wie sie auf einem Berg ins Haus eines reichen Edelmannes drangen. Der hatte sich das Haus dort bauen lassen, weil er sich vor der prophezeiten Sintflut retten wollte. Nun war er um so schlimmer dran; denn sie brachten ihn um, und so hat das Haus ihn doch nicht gerettet. Und keiner war da, der die Mörder strafte. So war in den Bergen allweg der Teufel los.

Da sagte ich zu Faust: «Wahrlich, ihr seid des Teufels gewesen, als ihr euer indicium ersannet.:

Sprach Faust: «Diese da sind des Teufels nicht minder denn ich.»

Es war aber bekanntgeworden, dass Faust in den Bergen weilte, und da er als Zauberer schier noch berühmter war denn als astrologus, kamen sie zu ihm und forderten, er solle der Sintflut halt gebieten, sonst würden sie ihn töten. Da bangte ich sehr um des Doktors Leben. Aber Faust sagte zu mir: «Wer Regen will, der sieht es regnen. Wer Sonne will, der sieht die Sonne scheinen.» Dann liess er des Nachts alle zusammenkommen, die den Zauber von ihm forderten, machte meng zauberische Gebärde bei Feuerschein, sprach lateinisch, griechisch und hebräisch, fragte sodann: «Wollt ihr, dass es mit der Flut ein Ende habe?» Da riefen sie alle: «Ja.» Sprach Faust: «Wer Blut will, sieht Blut / Wer Flut will, sieht Flut / Für wen der Regen ruhen soll, für den der Regen ruht.» Sagte sodann: «Jetzo geht, und wer das erste Sternlein sieht, dem wollen wir ein Fest feiern.» Und kaum waren sie gegangen, da kamen sie auch schon zurück, einer nach dem andern, wollten alle ein Sternlein gesehen haben.

Da wurde ein Fest für alle gefeiert, am meisten aber für Faust, weil sein Zauber gewirkt hatte. Bald schien die Sonne wieder, und dann kam Kunde, dass sich die Wasser im Tal verliefen. Man konnte es von oben sehen, denn die Luft war wieder klar. Da brachten die aus Strassburg dem Doktor viele Geschenke, viel zu essen und zu trinken, eine Gans und einen Schinken und Wein und allerlei Leckeres. Weiss nicht, wo sie es alles her hatten. Sie werden es wohl gestohlen haben.

Ich schritt, das Gewehr um, durch den Wald. Behutsam, denn ich wollte nicht jagen, sondern hegen.

Der Morgen hatte seinen Tau in die Aeste gehängt, und das Lichtgestirn war silbern quillend und wallend aufgegangen. Die Tränen an den Bäumen wurden in zahllose Rubine und Saphire verwandelt. Die Meisen waren wach und piepsten ihr glücklich feines, kurzes Lied. Die Häher schwangen ihre silberblauen Flügel, die Krähen stürzten mit schwarzglänzenden Schwingen auf das dampfende Feld, die Spechte tönten an den Stämmen ihre hölzerne Mahnung, und die Auerhennen waren zu den Beerenplätzen gerauscht. Einsam hoppelte ein Hase seine Kreuz- und Querpässe, ein Fasan huschte streifend durchs Gebüsch, und Moos- und ein Haselhahn schwirrte aufgescheucht einige Zweige weiter.

Plötzlich hörte ich ein seltsames und mühsames Keuchen. Aehnlich dem pfeifenden Geräusch des Rehbocks, wenn er liebend hinter der lockenden Schmalgeiss hetzt. Der stossweise Atem klang näher. Es musste ein Mensch oder ein Wild die ziemlich steile Anhöhe jenseits des klingenden Baches und mürben Zaunes heraufächzen. Zur Sicherheit nahm ich das Gewehr von der Schulter. In diesem Gebiet waren oft Wilderer am Werk. Ich suchte Deckung unter dem Schirm einer alten Fichte, die mich breit umschloss. Ich war so gestellt, dass ich die freie Wiese und den Jungwald weit überblicken konnte, selber aber kaum zu sichten war. Ich sah es rötlich blitzen. Mit äusserster Kraft, fast in die

Der Blick

von

Hermann Ferd. Schell

4. Preis des
Wettbewerbs des
Feuilletondienstes
für Kurzgeschichten

schlanken Läufe brechend, immer wieder mit den samtdunklen und fragenden Lichtern zurückäugend, erkannte ich eine trachtige Rehgeiss. Sie musste ihre Frucht sicher nicht mehr lange tragen, so hochschwanger war sie. Sie ahnte, dass sich ihr Vorsprung, vor einem mir noch unbekannten Verfolger, immer mehr verringere. Die Last ihrer Kinder verdoppelte die Pein ihrer Flucht. Schwer aufatmend blieb sie stehen und schien zu sinken. Den Aeser weit offen schnappte sie nach der taujungen Luft. Ihre Flanken bewegten sich ruhelos. Sie spürte das tanzende Herz und die schlummernden Jungen. Sie zitterte, lahm vor Furcht, am ganzen Körper, dann setzte sie zu neuen Sprüngen an, obgleich sie sich kaum mehr zu tragen vermochte. Der Wald stand ungerührt.

Jeden Augenblick erwartete ich einen Schuss. Den raschen, dumpfen und damit zielgefundenen Knall, der schwere Wunden oder Tod bringt. Doch es war kein Wilderer mit dem Namen Mensch. Ein bernhardinergrosser nachtschwarzer Hund mit zottigem Fell und gierig glühenden Augen jagte das zierliche, scheue und um das kommende Leben kämpfende Tier. Er tat es schweigend, was besonders gefährlich war. Er gab nicht den urkurzen oder frohhohen Laut eines beutegierigen Kerls aus, sondern suchte stumm der Fährte des Rehs nach, um es immer wieder aufzustöbern. Da der dunkle Jäger hochgewachsen, breit und doch gedrunken stämmig gebaut war, konnte es nur ein Spiel der Zeit sein, bis er die Rehgeiss reissen würde.

Nun war ich froh, das Gewehr mitzuhaben. Die meisten Forstleute machen in der Regel kurzen Prozess. Ein heimlich jagender Köter, im Revier betroffen, muss sterben. Doch ich konnte auch den unheimlichen Gesellen begreifen. Ihn trieb seine Natur nach dem Opfer. Vielleicht bekam er beim Bauern zu wenig zu fressen, vielleicht war die Gutmütigkeit seines Wesens verschüttet, vielleicht war er ein hungernder Vagabund, dessen Fell die Schläge der Menschen kannte.

Rasch entscherte ich die Waffe und zielte eine Kugel über den Rücken des Rüden hin. Er zuckte auf in einer wilden und jähren Kurve, prüfte die Richtung, aus welcher der Hall gekommen war, der sich weitwiegend in den sonnigen Morgen trug, vom blauen Hügel zurückgegeisselt. Der Schwarze witterte die Nähe des Menschen und, den Schweif einziehend, eilte er unter den rindenduftigen Stämmen davon.

Das Reh aber blieb stehen. Ich trat frei heraus. Es beunruhigte sich nicht. Langsam tat es sich neben einer Wacholderstaude nieder und äugte mich an. Die feine Zunge hing

ihm noch heraus. Wie gerne hätte ich ihm in der hohlen Hand oder im vertieften Hut Wasser gebracht. Aber es würde den nahen Trost wohl von selbst finden, dachte ich und betrachtete die Erschöpfte, die sich so tapfer für sich und ihre Nachkommen gewehrt hatte.

Die Sonne hatte mit bleichem gelbem Geleucht die Lichtung erreicht und übermantelte wärmend das müde Tier. Ich sprach ihm ungelenk und mit liebendem Herzen zu. Was wollte es antworten? Lange und forschend schaute es mir in die Augen, feucht und tief, ruhig und klar, und mit einem Dank im Gemüt. Weit über jeder Sprache.

«Ich gegen mich»

von Fritz Penzoldt

Wenn ich nachts einmal nicht schlafen kann, lege ich mich flach auf den Rücken, strecke die Hände von mir, als wollte ich Kegel schieben und stelle mir vor, ich sei der bekannte Dichter Ebersam Urx.

Auch gestern Nacht raffte ich meinen ganzen Willen zu einem einzigen Bündel zusammen, um mich selbst als Ebersam Urx vorzustellen. Es gelang — ich wurde und bin nun Ebersam Urx. Schon in den ersten Minuten meiner Transplantierung erfuhr ich manches über meinen neuen Seelenwirt. Ebersam wohnt, wie viele Dichter, in einer grossen Stadt in einer kleinen Mansardenwohnung und beschäftigt sich mit Dichten. Dichten ist eigentlich keine Beschäftigung, es ist mehr eine Begabung. Ich ersetze es daher durch das Wort Betätigung. Denn ein Dichter ist immer tätig, aber nie beschäftigt.

Ebersam hat viele Gedichte geschrieben, viele wieder zurückerhalten, ja sogar ebensoviele, bis eines Tages die kleine aber bissige Wochenschrift «Der Wolfsrachen» ihm ein Gedicht abnahm, das den Titel «Blupp» trug. Niemand wusste, was Blupp bedeutete, aber je weniger etwas Sinn hat, desto mehr glau-